



RUTH EWERTOWSKI – SCHREIBEN WIE AKANTHUS

Ich habe es immer bewundert, wenn mein Vater ein neues Blatt mit ganz exakten Buchstaben vorlegen konnte: eine Urkunde, einen Werbetext, den Spruch eines Philosophen, ein Gedicht, und das in ganz unterschiedlichen Schriften, auf ganz verschiedenem Material: auf Büttten, Japanpapier, Leinen, Pergament. Bei aller Genauigkeit gab es auch Blätter mit großer Geste, manche organisch, andere auch mal wild. Mein Vater war Schriftgrafiker oder Kalligraph, der genau sein konnte bis zur Pedanterie, aber auch frei und experimentell. In die Anfangsgründe der Schriftgestaltung hatte er mich eingewiesen, und ich schreibe heute trotz des unverzichtbaren Notebooks auch gerne mit der Hand: **Die Tinte entschuldigt nichts. Sie ist spontan und verbindlich und macht das Schreiben zum Ereignis, das auch misslingen kann.**

Bei meinem Vater blieb dann nur das Wegwerfen, wenn es nicht so gelungen war – also alles oder nichts. Das ist wohl letztlich nicht meine Art, wenn ich versuche, schreibend einem Gedanken auf den Grund zu kommen. Meist sind es auch Gedanken, die sich der scharfen Kontur entziehen: die Sowohl-als-auch-Gedanken, bei denen sich vor allem über Gut und Böse nicht eindeutig entscheiden lässt wie etwa bei Judas, Michael Kohlhaas, bei Kleist und Nietzsche beispielsweise – ja, auch bei Goethe. Es sind paradoxe Ambivalenzen, die das Heilige des Menschseins ausmachen, vom Tragischen bis zum Erotischen, vom Erhabenen bis zum Karnevalskesken. Sie fordern einen denkerisch und darstellerisch heraus, können einen tief beunruhigen und machen es mir nötig, beständig zu ändern, zu korrigieren, mich anzunähern, bis ich meine, es verstanden und angemessen wiedergegeben zu haben.

Mein unerbittlichster Lektor wird es dann prüfen: Mein Mann braucht mir nichts aus bloßer Höflichkeit durchgehen zu lassen. Das kann schon einmal wehtun, aber wenn es dann gelungen ist, und

wenn der Gedanke schließlich auch noch «schön», also gewissermaßen kalligraphisch dasteht, dann ist es das Glück am Schreibtisch – ein Glück, das nie ganz kalkulierbar aus der Welt des Geistes gewährt wird.

In fast allen meinen Wohnsituationen habe ich Zugang zu einem Garten gehabt. Der Garten hat viel mit dem Schreiben zu tun: säen, keimen und wachsen lassen, es blühen sehen, gießen, düngen und natürlich das Unkraut und das Ungeziefer – das alles ist ein Metaphernpool fürs Schreiben. Es geht langsam, aber es entwickelt sich, und dann ist plötzlich eine Blüte offen. Es ist schön und dornig zugleich, und man muss sich jeden Tag darum kümmern. Nichts wirkt auf den ersten Blick dramatisch, und doch birgt der Garten jenen ganzen Kosmos von Glück und Traurigkeit, der auch das Schreiben so existentiell begleitet.

Seit Neuestem habe ich einen Akanthus im Garten, dessen Name im Altgriechischen «der Dornige» (ἄκανθος) bedeutet und dessen Blätter zum typischen Merkmal korinthischer Kapitelle gehören. Es ist ein Klassiker mit kalligraphischer Präzision und zugleich von einer Blütenfarbe, die schwer einzuordnen ist. Sie changiert zwischen Blau, Rosa und Weiß und tritt doch bei all dieser Unentschiedenheit ganz lebenskräftig in meinem Garten auf. So wie dieser Akanthus dasteht, wächst und sich verändert, so würde ich gerne schreiben können. ■



Von Ruth Ewertowski ist jüngst das Buch «**Revolution im Ich. Einweihung als Wiedergeburt in Anthroposophie und Literatur**» erschienen. Weitere Titel sind auch zu finden unter: www.geistesleben.de/urheber/ruth-ewertowski